

Aufsätze

Trauer und Trotz. Religiöses Kriegsdenken nach 1918*

Tim Lorentzen

Eine Zufallsbeobachtung am Wegesrand, wie man sie ganz ähnlich überall sonst in Deutschland machen könnte: Am Südrand der Lüneburger Heide gelangt der Wanderer durch die winzige Ortschaft Emmen, wo zwei Generationen auf dem Dorfplatz eine Art Gedächtnislandschaft inszeniert haben (Abb. 1). Unter einer stattlichen Eiche erinnert ein großer Stein an einen Sieg über Napoleon, gleich daneben steht ein zweites Denkmal, das den getöteten Soldaten des Ersten Weltkriegs gewidmet ist, die von hier kamen, und in einem weiter zurückliegenden Hain liegen Findlinge aufgereiht mit den Namen derjenigen des Zweiten Weltkriegs. Der erste Gedenkstein trägt nur die Inschrift „1813–1913“. Überall in dieser Gegend erinnern solche Blöcke an ein Gefecht in der Heide, das mit einem ersten Sieg gegen Frankreich den euphorischen Auftakt der Befreiungskriege gegen Napoleon markierte. Das Jubiläumsjahr 1913 war dasselbe, in dem das maßlose Völkerschlachtdenkmal bei Leipzig den Triumph über Frankreich mit der weithin sichtbaren Parole verband: „Gott mit uns“. Dass der anschließende Weltkrieg 1918 verloren ging, durfte das Selbstbewusstsein einer von Gott auserwählten Siegernation nicht infrage stellen. Darum zeigt das zweite Emmener Denkmal auf seiner gusseisernen Tafel nicht nur die Namen der 18 lokalen „Helden“, die „für uns“ gestorben seien, sondern wird auf seiner Spitze von einem Rachesymbol gekrönt, einer

* Zu diesem Beitrag konnte ich mehrere Varianten eines Vortrags verarbeiten, den ich zuerst im November 2018 bei der Hermann-Ehlers-Akademie in Kiel, dann im Dezember desselben Jahres im Senat der Tschechischen Republik, schließlich im Mai 2019 für die Evangelisch-Lutherische Erlösergemeinde in München gehalten habe. Dort und in meinem Kieler Oberseminar „Grab und Denkmal“ danke ich allen für Diskussion und Ansporn, meiner scheidenden Hilfskraft Liv Steinebach obendrein für Hilfe bei der Endredaktion. Nicht in jedem Fall konnte ich die im Text verarbeiteten Beispiele lokaler Gedächtniskultur zusätzlich zu meinem eigenen Augenschein durch Quellen- und Literaturnachweise unterfüttern.

Richtung Westen abschussbereiten Granate. Der endgültige Triumph, so lautete die Botschaft, steht noch aus, darum waren die vorbereiteten Opfer nicht vergebens. Es bedurfte eines Zweiten Weltkriegs, um den Traum einer angeborenen deutschen Vorherrschaft endgültig zu begraben. Nun beließ es die Gemeinde dabei, den Toten einzelne Feldsteine zu setzen, über dreißig an der Zahl, die im hinteren Teil des Dorfplatzes fast kraftlos zu einem Gedenkhain verstreut wurden, wie ein letzter Ausdruck der Resignation vor dieser Sinnlosigkeit.

Der Wanderer registriert zwei tote Mitglieder einer Familie Köllner im Ersten Weltkrieg, vier weitere im Zweiten, von denen einige gerade während des Ersten geboren waren – sie hatten wohl jene Rächer sein sollen, die die Granate auf dem Obelisk an kündigte. Das war völlig umsonst. Wie kann eine Familie so etwas wollen? Hier kommt die Religion ins Spiel. Denn wenige Schritte weiter stößt der Wanderer auf das Wohnhaus eines großen Hofes, am Giebel steht zu lesen, dass es 1914 von Heinrich und Emma Köllner errichtet wurde, und darunter der Balkenspruch: „Gott schütze unser Haus und Hof, da Feindes Wut uns stark bedroht. Bewahre unsern Glauben.“ Offenbar hatte man sich zu Kriegsbeginn völlig die Propaganda Kaiser Wilhelms II. und seines Kanzlers zu eigen gemacht, das friedliebende Deutschland sei durch die Aggression seiner europäischen Nachbarn widerwillig zum Kriegseintritt gezwungen worden und werde nun kurzen Prozess mit ihnen machen müssen. Gottes Beistand galt darum als völlig sicher, sowohl bei den meisten Theologen als auch unter den Laien aller Konfessionen in Deutschland. Wollte man aber nach der Niederlage an dieser Gewissheit nicht verzweifeln, so mussten die Toten zu einem vorläufigen Opfer eines größeren Triumphs stilisiert werden, der die empfundene Ungerechtigkeit endgültig korrigieren würde. Trauer und Trotz verbanden sich darum im Gedenken an den Ersten Weltkrieg zu einer gefährlichen Mischung, die auch wirksam von einer Geschichtstheologie bleibender Auserwähltheit unterfüttert war: Seit dem Sieg gegen Napoleon 1813 und der Enttäuschung über den Wiener Kongress 1815, der ja ausgerechnet den Deutschen die Wiederherstellung ihrer nationalen Einheit verwehrt hatte, war die Abfolge verlorener und gewonnener Schlachten als Verkettung sinnvoller Opfertgänge auf dem Wege zur ersehnten Reichseinheit erzählt worden. So erhielten Idstedt und Düppel, Königgrätz und Sedan eine immer stärker teleologisch und religiös motivierte Beweiskraft.

Die Beobachtung am Wege hat uns schon weit in unser Thema hineingeführt – eine fachmännische Einleitung in die Hermeneutik solcher Denkmale aber steht noch aus¹. Ich beginne mit einer strukturellen Unterscheidung unter dem Abschnittstitel „Grab und Denkmal“, mit deren Hilfe ich mich im weiteren Verlaufe zu gestalterischen und ikonographischen Beispielen vorarbeite, um mit Überlegungen zum heutigen Umgang mit der Denkmalüberlieferung zu schließen. Obwohl der internationale Vergleich äußerst lehrreich ist, erfordert die Argumentation in diesem Fall eine Beschränkung auf Deutschland.

1. Grab und Denkmal

Die religiöse und säkulare Erinnerung an die Toten des Ersten Weltkriegs setzte nicht erst nach der Niederlage ein. Schon im Spätsommer 1914 wurden die ersten Opfer bestattet, meist noch in unmittelbarer Kampfnähe auf den nächstgelegenen Friedhöfen, auch frühe Denkmale wurden hinter der Frontlinie errichtet. Im weiteren Kriegsverlauf erwies sich die würdevolle Bestattung jedes Kameraden bald als unmöglich, nicht selten wurden improvisierte Gräber gleich wieder zerstört, dagegen sind die großzügig angelegten Soldatenfriedhöfe im Ausland eher das Besondere; sie markieren schon das Massensterben

1 Vgl. allgemein Koch, Jörg: Von Helden und Opfern. Kulturgeschichte des deutschen Kriegsgedenkens. Darmstadt 2013; Koselleck, Reinhart: Kriegerdenkmale als Identitätsstiftungen der Überlebenden. In: Marquardt, Odo / Stierle, Karlheinz (Hg.): Identität (Poetik und Hermeneutik 8). München 1979, 255–276; Ders.: Zur politischen Ikonologie des gewaltsamen Todes. Ein deutsch-französischer Vergleich (Jacob-Burckhardt-Gespräche 3). Basel 1998; Lurç, Meinhold: Kriegerdenkmäler in Deutschland. Bd. 3–5. Heidelberg 1985–1986; Ders.: Kriegsdenkmäler. In: TRE 20 (1990), 55–61; de Libero, Loretana: Rache und Triumph. Krieg, Gefühle und Gedenken in der Moderne (Beiträge zur Militärgeschichte 73). München 2014; und Linck, Stephan: Kirchliche Erinnerungskultur und „Heldengedenken“. In: Eschenbach, Insa (Hg.): Was bedeutet Gedenken? Kommemorative Praxis nach 1945. Berlin 2023, 306–325. – An regionalen und lokalen Zusammenstellungen seien exemplarisch genannt Götter, Norbert / Tworek, Elisabeth: Kriegerdenkmäler in Oberbayern. Von der Heldenverehrung zum Friedensmahnmal. Regensburg 2023; und Häger, Hartmut: Kriegstotengedenken in Hildesheim. Geschichte, Funktionen und Formen. Mit einem Katalog der Denkmäler für Kriegstote des 19. und 20. Jahrhunderts (Quellen und Dokumentationen zur Stadtgeschichte Hildesheims 17). Hildesheim 2006.

im Feld, das für individuelle Bestattungen kaum Raum mehr ließ. Mit den technischen Materialschlachten des Stellungskriegs wuchs die Zahl der Toten in unerwartete Dimensionen. Bedeutsam war vor diesem Hintergrund, dass bis 1917 internationale Vereinbarungen getroffen wurden, die die Sorge für Kriegsgräber dem jeweiligen Staat übertrugen, in dem sie lagen, egal ob es dabei um eigene, verbündete oder feindliche Soldaten ging².

Schon die schiere Zahl der Männer, die nicht zu ihren Familien zurückkehrten, nötigte zu neuen Verarbeitungsstrategien, sowohl in der Heimat als auch in den Kampfgebieten selbst: „Trauerarbeit sei ein höchst individueller Prozess, meint man heute“, hat Reiner Sörries treffend geschrieben, „damals war es Bürgerpflicht, so zu trauern, wie der Kriegsherr es anordnete.“³ Im Reich gehörte die entschieden religiöse Überhöhung des Soldatentodes als Opfer für Deutschlands Sieg ebenso dazu wie die Anlage von Ehrenfriedhöfen für diejenigen Soldaten, die in die Heimat hatten überführt werden können, und überhaupt der kontrollierte Aufbau einer umfassenden nationalpolitischen Gedenkkultur. Noch in der Schlussphase des Kaiserreichs wurden fundamentale Strukturen des Kriegsgedenkens ausgeprägt, die grundsätzlich fortbestanden, als der November 1918 die Gefallenen des Krieges in Gefallene eines verlorenen Krieges verwandelte, ihre Gräber in Gräber der Unterlegenen. Damit taten sich Abgründe auf. Denn die Konsequenz aus der geschichtstheologischen Gleichung, dass Gott der guten Sache zum vorbestimmten Sieg verhelfen werde, hätte nun eigentlich die religiös verbrämten Überlegenheitsphantasien der Deutschen zum Zusammenbruch führen können. Aber die Beharrungskräfte der nationalreligiösen Sinnstiftung waren stärker, sie ließen den schwindelerregenden Blick in den Abgrund der Sinnlosigkeit nicht zu, das unerhörte Eingeständnis, die in jedem Dorf und in jeder Familie betrauten Todesopfer müssten völlig vergeblich gewesen sein. Dass Gott sich von seinem bevorzugten Volk abgewandt hätte, durfte nicht sein. Der gefährliche Cocktail aus Trauer und Trotz

2 Vgl. insgesamt *Lurz*, Kriegerdenkmäler (wie Anm. 1), Bd. 3; *Sörries*, Reiner: Trost im Leid – Strategien zur Bewältigung der Trauer in Eiserner Zeit. In: Fadani, Andrea / Horstenkamp; Ulrike / Weidle, Gabriele (Hg.): Zwischen den Fronten. Leben und Sterben im Ersten Weltkrieg 1914–1918. Bonn 2014, 324–358.

3 *Ebd.*, 325.

wurde noch verstärkt durch die hartnäckige Legende, die Revolutionäre vom November 1918 seien ihren ‚im Felde unbesiegten‘ Kameraden mit einem ‚Dolchstoß‘ in den Rücken gefallen, und schließlich durch den verhassten Versailler Friedensvertrag von 1919, der die alleinige Kriegsschuld Deutschlands und hohe Reparationszahlungen festhielt. In den evangelischen Landeskirchen tat der Zusammenbruch des Landesherrlichen Kirchenregiments sein Übriges; sie fanden sich unvorbereitet in einer säkularen Republik wieder, wo sie sich schutzlos der Sozialdemokratie, dem Kommunismus und der modernen Lebenskultur ausgeliefert sahen⁴. So erklärt sich die Kontinuität nationalreligiöser Motive in der Kriegserinnerung nach 1918: Ganz als wäre der Krieg nicht verloren, sondern nur zuungunsten der Deutschen unterbrochen worden, und als bezögen sie aus der erlittenen Ungerechtigkeit, die die Geschichte ihnen zugefügt hätte, ein Nationalprivileg auf siegreiche Fortsetzung, betrauertem sie ihre Toten als Opfer eines künftigen Sieges. Die zahllosen Kriegsdenkmale in den Städten und Dörfern, in den Kirchen und Rathäusern, Schulen und Universitäten erzählen auch von dieser Kontinuität, sogar Verstärkung nationalreligiöser Sinnstiftung und von der Erwartung einer kommenden Rache.

Damit ist zum Verhältnis von Grab und Denkmal aber noch nicht alles gesagt. Auch in dieser Hinsicht trat mit der Niederlage für die Deutschen als Aggressoren eine besondere Situation ein, denn ihre Gräber waren jetzt weitgehend unerreichbar. Am Ende des Krieges hatten sie rund zwei Millionen Gräber in der Fremde zurückgelassen, die ihnen, den Verlierern, nun kaum zugänglich waren. Zwar regelten internationale Abkommen die Zuständigkeit für den Unterhalt von Soldatenfriedhöfen, zwar gründete sich 1919 der Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge, der sich die Erschließung und Pflege der unzähligen Grabstätten „jenseits allen Völkerhasses“ zur „heiligen Pflicht“

4 Vgl. grundlegend *Büttner*, Ursula: Weimar. Die überforderte Republik 1918–1933. Leistung und Versagen in Staat, Gesellschaft, Wirtschaft und Kultur. Stuttgart, Liz. Bonn 2008, bes. 268–282; *Nowak*, Kurt: Evangelische Kirche und Weimarer Republik. Zum politischen Weg des deutschen Protestantismus zwischen 1918 und 1932. Göttingen 1988, bes. 53–63; und *Scholder*, Klaus: Die Kirchen und das Dritte Reich. Bd. 1: Vorgeschichte und Zeit der Illusion [zuerst 1977]. München 2000, bes. 13–59.

machte⁵; aber das alles mochte kaum darüber hinwegtäuschen, dass die Trauerkultur in der Heimat langfristig ohne die dazugehörigen Toten auskommen musste und auf die Begründung von Ersatztraditionen angewiesen bleiben würde. So erklären sich die zahllosen Denkmale und Ehrenhaine, Gedenktafeln und Kriegerkapellen, Heldenorgeln und Fensterbilder, Leuchter und Brunnen, die überall in Deutschland an die toten Soldaten erinnern⁶. An die Stelle der unerreichbaren Gräber traten Denkmale wie Ersatzfriedhöfe, um die lokalen Trauerbedürfnisse zu stillen. Sie holten wenigstens die Namen der Toten und Vermissten in die Heimatorte zurück. Die Menge an Einzeldenkmälern mit Namensnennung war historisch beispiellos. Die Befreiungshalle bei Kelheim oder das Leipziger Völkerschlachtdenkmal waren auf regionale Ereignisse begrenzt gewesen, nun aber wurde über Deutschland ein Teppich individueller Namen gelegt. Jedes Kirchspiel und jede Vorstadtgemeinde, jedes Gymnasium, jedes Regiment und jeder Turnverein stellte Totentafeln „zu ewigem Gedächtnis“ zusammen, viele Namen erscheinen dadurch doppelt oder mehrfach. Das Symbolische der lokalen Gedenkorte gegenüber den eigentlichen Gräbern tritt dadurch in den Vordergrund: Ein Grab ist kein Symbol, es ist identisch mit sich selbst. Sein Stellvertreter in der Heimat, das Denkmal, ist auf ein hohes Maß an Symbolizität angewiesen, um seinen Zweck zu erfüllen. Das Aufregende aber ist: Je nachdem, was als Zweck eines Denkmals angesehen wurde, konnte sein Symbolgehalt stark unterschiedlich ausgeprägt sein, befrachtet mit Botschaften an die Lebenden, wie sie die eigentlichen Gräber nie vermocht hätten.

Der Etablierung von Ersatzorten kollektiver Sinnstiftung entsprach dann folgerichtig die im Jahresverlauf zyklisch wiederkehrende Feier eines gemeinsamen Volkstrauertages. Die Initiative dazu war vom Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge an den Staat herangetragen

5 So der Gründungsaufwurf, abgedruckt bei *Feichtner*, Ruth u. a.: Dienst am Menschen – Dienst am Frieden. 75 Jahre Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge. Gütersloh 1994. Vgl. auch *Ulrich*, Bernd u. a.: Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge. Entwicklungslinien und Probleme. Berlin 2019.

6 An zeitgenössischen Sammlungen, die diese mediale Vielfalt dokumentieren sollten, vgl. z. B. *Scharfe*, Siegfried (Hg.): Deutschland über alles. Ehrenmale des Weltkrieges (Die Blauen Bücher). Königstein i. Ts. / Leipzig 11–201940; eine Art Form- und Medienkunde, nicht nur hinsichtlich des Ersten Weltkrieges, systematisiert *Häger*, Kriegstotengedenken (wie Anm. 1), 91–121.

worden, doch zu einer gesetzlichen Feiertagsregelung kam es in der Weimarer Republik nicht. Nach ersten reichsweiten Feiern etablierte sich auf dem Erlasswege ab 1926 der Sonntag Reminiscere als regelmäßiger Volkstrauertag, sinnfällig in der vorösterlichen Passionszeit gelegen und damit gleichermaßen geeignet, Gedanken der Leidensnachfolge wie der (nationalen) Auferstehung auf die Gefallenen anzuwenden⁷. Im Jahr nach Hitlers Machtübernahme zum ‚Heldengedenktag‘ aufgerüstet, wurde das Datum bald in die militaristische Selbstinszenierung der nationalsozialistischen Diktatur integriert und dabei das Gedenken an die Kriegstoten mit dem Kult um die ‚Blutzeugen der Bewegung‘ vermischt. Für unsere Zusammenhänge ist zunächst von Belang, wie die weit verstreuten Gräber durch lokale Ersatzorte kollektiver Sinnstiftung ersetzt wurden, die individuellen Todesdaten durch einen zyklisch wiederkehrenden Gedenktag, der in politischen und religiösen Ritualen begangen und dessen Botschaften alsbald auch durch Zeitungen, Broschüren und Bücher weit über Ort und Tag hinaus medial abrufbar gemacht wurden: *Lokalisierung* und *Periodifizierung*, *Liturgisierung* und *Literarisierung* der Vergangenheit, so habe ich andernorts die vier Faktoren christlicher Gedächtniskultur bezeichnet, mit deren Hilfe sich fest bestimmbare Memorantengemeinschaften über ihre Geschichte, Gegenwart und Zukunft verständigen⁸. Das Sinnstiftungsinteresse religiösen Kriegsgedenkens nach 1918 war maßgeblich durch das Zusammenspiel von Trauer und Trotz bestimmt – und hier kann ich nun wieder bei der verhängnisvollen Verarbeitung der Niederlage als Vorstufe eines künftigen Triumphs anknüpfen.

2. Helden und Rächer

Die Aussicht auf eine baldige Korrektur der Niederlage ist an religiösen und säkularen Gedächtnisorten der Weimarer Republik mit Händen zu greifen. In der Aula der Marineschule zu Mürwik an der Flensburger

7 Vgl. *Kaiser*, Alexandra: Von Helden und Opfern – Eine Geschichte des Volkstrauertags (Campus Historische Studien 56). Frankfurt a. M. 2010; *Koch*, Helden (wie Anm. 1), 118f.; und *Ulrich* u. a., Volksbund (wie Anm. 5), 85–96.

8 Vgl. *Lorentzen*, Tim: Gedächtnis und Gott. Reflexionen zur kirchengeschichtlichen Erinnerungsforschung. In: Meyer-Blanck, Michael (Hg.): Geschichte und Gott. XV. Europäischer Kongress für Theologie (14.–18. September 2014 in Berlin) (VWGTh 44). Leipzig 2016, 669–690, hier bes.: 675.

Förde wurde im Juni 1923 ein Seeoffizier-Denkmal eingeweiht, dessen Gestaltung dem ganzen Raum eine sakrale Weihe geben sollte (Abb. 2)⁹. Auf den monumentalen, wie Flügelaltäre arrangierten Tafeln mit rund 800 Namen auf See gebliebener Offiziere liest man noch heute das Vergil-Zitat: „EXORIARE ALIQUIS NOSTRIS EX OSSIBUS ULTOR“, dass einst aus unseren Knochen ein Rächer erstehet! Seit der Niederlage von 1918, erst recht im Nachgang zur Selbstversenkung der in Scapa Flow festgesetzten deutschen Flotte im Juni 1919, war die jahrhundertlang immer wieder zitierte Drohung, die Nachgeborenen würden sich in einem wiederaufgenommenen Kampf für die zugefügte Schmach rächen, besonders in Marinekreisen als Parole gegen England beliebt. Der Kommandant Friedrich Ruge hatte sogar die Messe seines Torpedobootes noch kurz vor Ostern 1919 mit dem Spruch dekorieren lassen¹⁰ und konnte sich bei der Enthüllung der Tafeln in Mürwik vier Jahre später bestätigt sehen, als der Festredner die altarartige Anlage als ein die Nachlebenden verpflichtendes „Werk“ rühmte,

„das uns diese Aula nicht nur zur Gedenk- und Ehrenhalle, sondern nun erst recht zur Kirche macht, als die sie uns seit Jahren dient, – und das in dieser Kirche als stummer und doch so gewaltiger Prediger zu allen redet, die hier eintreten.“¹¹

Immer wieder begegnen uns auf militärischen Kriegsdenkmälern dieser Zeit solche Mahnungen an die kommende Generation von geradezu religiöser Unbestreitbarkeit, bisweilen gar als Stimmen aus dem Jenseits wie auf dem Marinedenkmal des Kieler Nordfriedhofs, das am Jahrestag der Skagerrakschlacht 1933 eingeweiht wurde: „Wir Toten fordern

9 Vgl. *de Libero*, Rache und Triumph (wie Anm. 1), 32–34; *Hartwig*, Dieter: Die Aula der Marineschule Mürwik. Ort der Identitätsstiftung des deutschen Marineoffizierskorps? In: *Demokratische Geschichte* 28 (2018), 197–224; und *Pecher*, André: Friedrich Oskar Ruge. Lebenswelt, Rolle und Selbstverständnis eines Marineoffiziers von 1914 bis 1945 (*Zeitalter der Weltkriege* 22). Berlin / Boston 2021, 132–145.

10 Vgl. *de Libero*, Rache und Triumph (wie Anm. 1), 31f.; *Pecher*, Ruge (wie Anm. 9), 143f.

11 *Pecher*, Ruge (wie Anm. 9), 142.

als unser Recht die alte Treue vom neuen Geschlecht.“¹² Von christlichen Vorstellungen ist diese Jenseitsbotschaft weit entfernt. Aber der Sinn der Forderung ist eindeutig: Die neue Generation muss den Kampf fortsetzen, damit die Opfer der vorherigen nicht vergeblich, sondern die Vorhut zum endgültigen Triumph waren. Nur so konnten die Verluste sinnvoll in die erwünschte Folgerichtigkeit der Geschichte eingearbeitet werden. Die Kurzform dieser Denkfigur, „Treue um Treue“, ist auch im kirchlichen Kontext heute noch vielerorts zu finden¹³.

Auf dem Friedhof des Dörfchens Schauen am nördlichen Harzrand stößt man auf einen in den Armen seines Kameraden sterbenden Krieger (Abb. 3), dazu die Widmung: „Wo ihr auch schlummert nach Gottes Rat, künftiger Ernte blutige Saat[,] nimmer vergessen im deutschen Land“, und dann müsste der Text weitergehen: „ruhet in Frieden in Gottes Hand | in der Heimat bei Jesu“, was hier offenbar absichtsvoll fortgelassen ist. Variationen dieser Verse waren auf Denkmälern in Deutschland sehr verbreitet, die Zeilen hatte man aus einem dreistrophigen Lied isoliert, das sich in diesen Jahren großer Beliebtheit erfreute, wenn es darum ging, „Ferne Gräber“ (so der Titel)

12 *De Libero*, Rache und Triumph (wie Anm. 1), 37; Abb. bei *Linck*, Erinnerungskultur (wie Anm. 1), 312.

13 Zwei Beispiele: Der Gemeindefkirchenrat von Hohenerleben, einem Stadtteil von Staßfurt in Sachsen-Anhalt, hat noch 2019 – sechs Jahre, nachdem in der Bundeswehr die Verwendung der Formel „Treue um Treue“ untersagt wurde – angekündigt, auf weitere Anfragen zu einem Gedenkkreuz am Kircheneingang mit dieser Aufschrift nicht mehr zu reagieren, „da die Auseinandersetzung mit dem Halbwissen, wie auch bei der vorliegenden Beschwerde zu ersehen, nervt“ (Volksstimme vom 27.02.2019, <https://www.volksstimme.de/lokal/stassfurt/bedenklicher-spruch-an-der-kirche-959383>, archiviert unter <https://archive.is/1GJa6> [Alle Internetseiten wurden zuletzt abgerufen am 28.3.2023]). Gegen theologische Expertise wird eine so überforderte Kirchengemeinde vermutlich erst recht immun sein. Ganz anders im Kieler Stadtteil Holtenau, wo die Kirchengemeinde im Unbehagen über die Formel „Treue um Treue“ auf ihrem Friedhof zunächst die Beratung des Gedenkstättenbeauftragten der Nordkirche einholte, um nach einem gemeindlichen Gesprächsprozess zu beschließen, dort künftig auf Kranzniederlegungen zum Volkstrauertag zu verzichten, weil „die Gedenkstätte [auf] dem Holtenauer Friedhof einen anderen Sinn hat als das, was heute nottut“ (*Vofß*, Jens: Etikettenschwindel? In: Kieler Nachrichten vom 13.11.2021).

zu betrauern¹⁴. Aus dem Liedkontext herausgelöst, entfaltete die Metapher von der „blutigen Saat“ bald ein gespenstisches Eigenleben: Die betraurten Soldaten wären mithin nicht endgültig tot, Gott ließ sie nur „schlummern“ – aber nicht etwa, um auf die Auferstehung am Ende aller Tage zu warten, sondern um einmal als „blutige Saat“ aufzukeimen, Frucht zu tragen und „künftige Ernte“ zu versprechen, und zwar, das ist die schreckliche Pointe, direkt an den Orten, wo sie gerade in feindlicher Erde auf den großen Tag warteten. Das Motivfeld der ‚Totensaat‘, die einmal aus ihren Gräbern hervorkeimen würde, um in der nächsten Generation glückliche Ernte zu bringen, ist äußerst variantenreich verwendet worden. „Der Tod hat uns in die Erde gepflügt – nun erntet!“, lautete die Jenseitsbotschaft auf Denkmälern in Berlin und in Galizien; „WIR DÜNGTEN DIE ERDE MIT UNSEREM BLUT / DIE ERNTE IST EUER / SEID STETS AUF DER HUT“, wird eine Inschrift im niedersächsischen Eschede zitiert; „Saat auf Hoffnung!“ lautet die harmlos anmutende Kurzform dieses wiedergängerischen Gedankens, wie sie am Kriegsdenkmal vor der Klosterkirche im holsteinischen Bordesholm zu lesen ist¹⁵. Knochen und Blut, aus denen der erwartete Rächer emporwächst – man wird an ein Wort aus Tertullians „Apologeticum“ denken, dass das Blut der Märtyrer der Same der Christen sei¹⁶. Mit der Machtübernahme der Nationalsozialisten sah Siegfried Eulen, Mitbegründer und 1933 bis 1945 Präsident des Volksbundes Deutsche Kriegsgräberfürsorge, den „Tag des Hoffens auf das Aufgehen der blutigen Saat“ gekommen¹⁷.

Schlummernde Soldaten, von denen die Schauener Inschrift spricht, irgendwo in der Schweben zwischen Tod und Schlaf, entdecken

14 Das Lied „Ferne Gräber“ (Incipit: „Ueber ein Grab im fernen Land | streck’ ich im Geiste die segnende Hand“) ist mehrstrophig abgedruckt als Teil einer Gedenkfeier zu Witzzenhausen an der Werra im August 1925 in: *Der deutsche Kulturpionier* 1925/26, H. 1, 8. Viele Varianten auf Denkmälern und in Reden bei *de Libero*, Rache und Triumph (wie Anm. 1), 100.

15 Die ersten beiden Zitate bei *de Libero*, Rache und Triumph (wie Anm. 1), 100, wo zahlreiche weitere Beispiele zusammengestellt sind, das dritte aus eigener Anschauung des Bordesholmer Denkmals.

16 „Semen est sanguis Christianorum“; *Tertullian: Apologeticum*. Verteidigung des Christentums. Lateinisch und deutsch. Hg. von Carl Becker. München 1961, 222f.

17 So zit. bei *Petersen*, Thomas P.: *Die Geschichte des Volkstrauertages*. Kassel 1998, 21.

wir überall in der Denkmallandschaft, stets bereit zu erwachen und den unterbrochenen Kampf siegreich fortzusetzen. Im Münchner Hofgarten ruht ein solcher Krieger in voller Montur, ganz als könnte er jeden Augenblick wieder zu Kräften kommen (Abb. 4). Und tatsächlich – die Inschrift außen auf dem gewaltigen Monolithen lautet: „SIE WERDEN AUFERSTEHEN“. Nicht die christliche Auferstehungshoffnung ist gemeint, schon gar nicht an einem Monument, das mehr ein modernes Germanengrab als eine katholische Krypta sein will: „Sie werden auferstehen“ – das ist keine Hoffnung, das ist eine Drohung! Die Anlage wurde 1924 eingeweiht, bis 1928 weiter aus- und nach dem Zweiten Weltkrieg noch einmal umgestaltet¹⁸. Der schlummernde Soldat, der jederzeit zur siegreichen Fortsetzung des Kampfes auferstehen kann, findet sich an vielen Orten zwischen Flensburg und Lindau am Bodensee, auch in Kirchen und auf kirchlichen Friedhöfen¹⁹.

Zu den Missbräuchen religiöser Bildsprache gehört schließlich auch die merkwürdige Verwendung der Drachentöter, also des Erzengels Michael und des Heiligen Georg²⁰. Merkwürdig, weil Bild und Text auf den ersten Blick nicht so recht zusammenpassen mögen. So setzte eines dieser Denkmale laut Inschrift „Die Gemeinde Kaufering ihren im 1. Weltkrieg gefallenen Söhnen zum ehrenden Gedächtnis.“ Die Widmung muss zu einer Zeit geschrieben worden sein, als man schon wusste, dass es noch einen Zweiten Weltkrieg gegeben hatte, doch das erklärt nicht die Merkwürdigkeit, dass die Söhne zwar gefallen sind, aber der dargestellte Reiter triumphiert. Es ist der Drache, der gerade eine Niederlage einsteckt. Wie passt das zusammen? Am Heisererplatz in Wasserburg am Inn errichtete der Steinmetz Anton Woger 1933 gar

18 Vgl. ausführlich *Belik*, Mirjana: Kriegerdenkmal beim Armeemuseum (München). In: Historisches Lexikon Bayerns (21.12.2021), online unter [https://www.historisches-lexikon-bayerns.de/Lexikon/Kriegerdenkmal_beim_Armeemuseum_\(München\)](https://www.historisches-lexikon-bayerns.de/Lexikon/Kriegerdenkmal_beim_Armeemuseum_(München)), archiviert unter <https://archive.ph/NjjLN>.

19 Vgl. *Matzner*, Florian: Der „schlafende“ Krieger. Ikonographische Aspekte zum ideologischen Stellenwert von Leben und Tod. In: Hütt, Michael u. a.: Unglücklich das Land, das Helden nötig hat. Leiden und Sterben in den Kriegsdenkmälern des Ersten und Zweiten Weltkrieges (Studien zur Kunst- und Kulturgeschichte 8). Marburg 1990, 57–74.

20 Vgl. die Beispiele bei *Göttler / Tworek*, Kriegerdenkmäler (wie Anm. 1), 100–104.

die germanische Variante des Drachentöters, einen höchst eindrucksvollen Siegfried, der den am Boden hingestreckten Lindwurm bereits erledigt hat, hinterfangen von zwei großen Namenstafeln für die Toten beider Weltkriege, während die Sockelinschrift lautet: „DEM GEDÄCHTNIS DER KRIEGSOPFER“ (Abb. 5)²¹. Hier ist der Kontrast von Bild und Widmung besonders stark: Sollten etwa die Kriegsoffer als Ungeheuer geschmäht werden? Doch auch solche Darstellungen sind nur als Aussicht auf einen künftigen Sieg der Deutschen über den dämonisierten Feind zu verstehen. Wie bei Darstellungen der heiligen Drachentöter Michael und Georg kam in Wasserburg allerdings eine verborgene religiöse Komponente hinzu: Siegfrieds Fuß auf dem Kopf des Drachen kennt man aus der christlichen Ikonographie. Zertritt Eva den Schädel der Schlange, tut sie das nach Genesis 3,15 als Vorausdeutung auf Maria (in der katholischen Deutung) oder auf Jesus Christus (in der evangelischen Lesart), wo Gott der Schlange prophezeit: „Du wirst sie in die Ferse beißen, und ihr Nachkomme wird dir den Kopf zertreten“. Der Zusammenhang ist wenige Schritte entfernt an einer mittelalterlichen Darstellung an der Außenwand der Wasserburger Jakobskirche nachzuvollziehen²². Die sture Kontinuität dieser religiösen Diabolisierung eines Gegners, über den der deutsche Held auch Jahrzehnte nach zwei von diesem Land ausgegangenen und gescheiterten Kriegen doch einmal zu triumphieren vorgab, musste zunehmend unerträglich wirken. Nachdem noch vor wenigen Jahren die öffentlichen Kranzniederlegungen zum Volkstrauertag regelmäßig vor diesem Denkmal stattgefunden hatten, dessen Botschaft der alljährlichen „Aufforderung zum menschenwürdigen Miteinander, zur Demokratie und zum Frieden“²³ diametral widersprach, hat sich die

21 Vgl. jetzt *ebd.*, 66f. u. 151f. Um in der Statue so „eindeutig [!] den hl. Georg“ erkennen zu können wie es hier (67) geschieht, hätte sie allerdings nicht ausgerechnet stehend und barhäuptig, im Wams mit Schultertuch statt in voller Rüstung und auf einem Lindwurm gezeigt werden dürfen, also vollkommen entgegen der üblichen ikonographischen Georgstradition und mit der seinerzeit gut bekannten Ausstattung typischer Siegfriedsdarstellungen.

22 Vgl. *Dölger*, Franz J.: Der Fußtritt des Siegers auf dem Kopf des Besiegten. In: *Antike und Christentum* 3 (1932), 283f.; *Willmes*, Bernd: Protoevangelium (Okt. 2008). In: *Das Wissenschaftliche Bibellexikon im Internet* (Permanenter Link <https://www.bibelwissenschaft.de/stichwort/31468>).

23 VO: Erinnerung, Mahnung, Aufforderung. In: *Wasserburg24.de* vom 15.11.2010 (<https://www.wasserburg24.de/wasserburg/region-wasserburg/>

Stadt Wasserburg mittlerweile zu einer völlig neu konzipierten Gedenkstätte am Heisererplatz entschlossen, wo seit der Einweihung 2020 auch die Gedenkveranstaltungen zum Volkstrauertag stattfinden²⁴.

Immerhin haben die bisher vorgestellten Denkmale doch den einen Vorzug, dass sie die Gewaltausübung, also die Täterschaft im Kriege so unverhohlen ins Zentrum der Aufmerksamkeit rücken, dass eine Deutung des betrauten Soldatentodes als nur tapfer erlittene Folge feindlicher Gewalt von vornherein nicht infrage kommt. Es ist nur folgerichtig, dass diejenigen Darstellungen, in denen das Rachemotiv deutlich in den Hintergrund rückt, viel stärkeres Gewicht auf das Getötetwerden als auf das Töten legen, die Unterschiede zu unserem natürlichen Sterben dadurch freilich viel stärker verwischen. Davon wird nun in einem dritten Abschnitt die Rede sein.

3. Tod und Leiden

So groß und erschreckend die Menge an Rachemotiven auch sein mag, sie ist nicht repräsentativ und erst recht nicht vollständig. Man muss, um ein ausgewogenes Bild zu bekommen, auch die Funktion der Denkmale als Ersatzfriedhöfe in Augenschein nehmen und hierfür mit Bildern des Sterbens und des Todes beginnen. Die Übergänge sind dabei fließend, denn der durch den Gegner erlittene Tod des Soldaten konnte angesichts der Niederlage durchaus eine Sinngebung erforderlich machen, die in der endgültigen Vernichtung dieses Gegners das eigene Opfer ausgeglichen fand. Das war aber nur eine von mehreren Varianten. Ebenso gibt es Denkmale, die ausschließlich den erlittenen Tod betrauern, ohne die Ausübung von Gewalt überhaupt zu thematisieren. Nach meinem Eindruck ist im engeren Sinne kirchliche Gedenkkultur sogar weitaus stärker, wenn auch nicht ausschließlich, an Funktionen der Trauerbewältigung interessiert gewesen als an politischen Rachebotschaften. Die zahllosen Gefallenentafeln, die einfach die Namen

volkstrauertag-wasserburg-erinnerung-mahnung-aufforderung-rosenheim-24-1006610.html, archiviert unter <https://archive.is/1qv9c>; ähnliche Berichte in den OVB Heimatzeitungen noch 2016 und 2017.

²⁴ Vgl. die Webpräsenz „Gedenken Erinnerung“ der Stadt Wasserburg unter <https://www.wasserburg.de/index.php?id=1206>, archiviert unter <https://archive.ph/8bWa5>.

der Toten in ihre Heimatorte zurückholten und dies mit einer biblischen Deutung zu „ewigem Gedächtnis“ verbanden, sind aber zumeist so unspektakulär, dass sie in kritischen Debatten über kirchliche Kriegerehrungen von vornherein nicht auftauchen, in denen meist nur die aufregendsten Beispiele dokumentiert und diskutiert werden. Sehen wir also, in welcher Weise Tod und Leiden denkmalwürdig werden konnten und welche Deutungsmöglichkeiten sich dabei für die Lebenden eröffneten.

Wie fließend die Übergänge sind, zeigt sich, wenn wir den Blick vom schlafenden und zur siegreichen Auferstehung bereiten Krieger noch einmal zum sterbenden und toten Soldaten zurücklenken, und zwar begleitet durch einen Kameraden, der ihn trägt, bestattet oder betrauert, einen Lebenden also, der das definitive Lebensende des anderen bezeugt, der aber auch den Angehörigen im Heimatort eine persönliche Begleitung im Sterben tröstlich vor Augen führt. Etliche Bildwerke dieser Art verzichten vordergründig auf das Racheversprechen und konzentrieren sich ganz auf das gute Sterben im Feld. An vielen Orten wird (wie bereits in Schauen am Harz, Abb. 32⁵) der Verwundete von einem Kameraden gestützt, der sich ihm mit letzten Handgriffen und Worten zuwendet oder aufmerksam die Straße überwacht (wie z. B. im oberbayerischen Glonn). Bisweilen hat der Begleiter über dem Verstorbenen die Hände gefaltet und auf diese Weise im Kampfgeschehen für eine würdevolle Aussegnung gesorgt (wie z. B. auf der Forstenrieder Allee in München). Die geradezu intime Nähe der beiden Männer erinnert nicht selten an die traditionelle Figurengruppe der Pietà, sodass der in den Armen seines frommen Kameraden sterbende oder tot ausgestreckte Soldat ikonographisch in die Nähe der Christuskirche rücken kann – wenn nicht ohnehin ein Engel, Maria oder Christus höchstpersönlich den Dahinsinkenden sanft auffängt, während ihm die letzte, nicht mehr zum Einsatz gekommene Handgranate entgleitet (z. B. in Frauenzell im Allgäu). Ist dann im Feld als nächstes eine improvisierte Bestattung erfolgt, etwa vor einem einfachen Birkenkreuz mit dem aufgesteckten Helm des Toten, so kann der lebende Kamerad erneut allein im Gebet am Grab dargestellt sein.

25 Weitere Beispiele: *Göttler / Tworek*, Kriegerdenkmäler (wie Anm. 1), 56f. u. 94f.

Bei genauerem Hinsehen zeigt sich aber, wie dünn die Grenze zu den Rachedarstellungen noch ist: Denn der allein betende und trauernde Soldat, wie ihn zahlreiche Denkmale und Gedenktafeln in Deutschland zeigen (wie z. B. im oberbayerischen Alling, in Schönewöhrde am Elbe-Seiten-Kanal oder in Lottstetten im badischen Klettgau), hat nicht einmal sein Gewehr ablegen können, er wird seine Andacht jeden Augenblick beenden und den Kampf wieder aufnehmen, auch und besonders aus Treue zum toten Kameraden. Mochte mithin das verbreitete Motiv des trauernden Soldaten den Angehörigen eine tröstliche Vorstellung kameradschaftlicher Sterbebegleitung vermitteln, so konnte man auf einer weiteren Bedeutungsebene die kurze Feuerpause auch anders verstehen: Dann wäre die fromme Kampfunterbrechung erneut eine Metapher dafür, dass der endgültige Sieg noch ausstehen würde, auch und gerade als Verpflichtung gegenüber den Betrauten, die dann nicht umsonst gestorben wären. Dass das Motiv des trauernden Soldaten durchaus so gestaltet werden konnte, zeigt das Kriegerehrenmal im mecklenburgischen Ivenack (Abb. 6). Der Lübecker Bildhauer Fritz Behn, auf den auch die riesige Bismarckstatue in Hamburg zurückgeht, hat dabei äußerlich die Gestaltung eines spätmittelalterlichen Rotmarmorepitaphs nachgeahmt, aber anders als dort nicht den Verstorbenen, sondern einen trauernden Landsturmmann ins Zentrum gerückt. Umgeben von den Namen der Toten, steht er in voller Montur mit gefalteten Händen und gesenktem Haupt – auf einem Löwen. Das hat nichts zu tun mit den possierlichen Schoßhunden, die sich auf mittelalterlichen Grabreliefs zu Füßen ihrer Herrchen und Frauchen zusammengerollt haben, um gemeinsam mit ihnen den Jüngsten Tag zu gewärtigen. Die massigen Stiefel des Trauernden lassen keine andere Deutung zu: Gebet und Bezwingung des Raubtiers sind in eins gefallen²⁶.

Aber zurück zum sterbenden Soldaten. Wo nicht die fromme Kameradschaft im Vordergrund steht, wird es wichtig sein, den Angehörigen die Erlösungsgewissheit im Augenblick des Todes auszumalen. Als eins von unzähligen Beispielen dient hier ein Bleiglasfenster über den Gedenktafeln in der Pfarrkirche zu Alling (Abb. 7). Der sterbende Soldat, schon seines Helms beraubt, erhält stattdessen von einem

26 Auch ein Zeitgenosse des 1929 eingeweihten Denkmals spricht von einem „besiegten Feindtier“ (*de Libero*, Rache und Triumph [wie Anm. 1], 236).

strahlenden Engel eine Krone überbracht: „Sei getreu bis in den Tod, so will ich dir die Krone des Lebens geben“, nach Offb 2,10 die Botschaft Christi an die Gemeinde zu Smyrna, ist eine der immer wiederkehrenden Bibelstellen, mit denen schon während des Krieges der erlittene Soldatentod als patriotische Bewährung motiviert wurde, und sie bildet auch den Hintergrund dieser Darstellung. Dass die biblische Treue zu Christus sich von der soldatischen zum Kaiser fundamental unterscheidet, wurde großzügig überspielt. Das Versprechen jenseitiger Belohnung ist von katholischen und evangelischen Theologen gern wiederholt worden, und oft findet sich die Bibelstelle unter den in Kirchen angebrachten Namenstafeln. Dass der erlittene Tod, nicht das erfolgreiche Töten als besondere Bewährung hervorgehoben wurde, ist dabei bemerkenswert. Denn militärisch gesehen, ist das Getötetwerden wie das Besiegtwerden ein Misserfolg. Es war darum ein glänzender Einfall militärischer Trauerbewältigung, die individuelle wie die nationale Niederlage in die Nähe des christlichen Martyriums zu rücken, indem die treue Pflichterfüllung als Leistung betont und ikonographisch noch im Augenblick des Sterbens durch die prompte Aufnahme in die himmlische Seligkeit belohnt wurde, ganz unabhängig vom faktischen Misslingen des Einsatzes. Diesen Vorzug hatte die Bibelstelle Offb 2,10 gemeinsam mit den beiden wohl noch häufiger verwendeten: „Niemand hat größere Liebe als die, dass er sein Leben lässt für seine Freunde“ (Joh 15,13) und „Wir sollen auch unser Leben für die Brüder lassen“ (1 Joh 3,16). Alle drei Verse konnten bereits während des Krieges und erst recht nach seinem Ende auf kameradschaftliche und patriotische Pflichterfüllung hin gedeutet werden, die den Angehörigen und der nächsten Generation die Gewissheit jenseitiger Belohnung verschaffte.

Die Kriegerkapelle in der Lüneburger Johanniskirche zeigt, dass die Verwendung solcher Bibelstellen die verstorbenen Soldaten sogar unmittelbar in die Nachfolge Christi rücken konnte (Abb. 8): Auf einem prächtigen Bleiglasfenster sehen wir den Uniformierten, der geradezu mit dem Kreuz Christi verschmilzt, über ihm ist nur das Schweiß Tuch mit dem dornengekrönten Haupt des Erlösers zu sehen, so dass der Soldat selbst unmittelbar in die Nachfolge des Gekreuzigten tritt. Der Bibelvers „Wir sollen auch unser Leben für die Brüder lassen“ (1 Joh 3,16) unterstreicht die Nachfolge im Leiden und Sterben. Das Gesicht des Sterbenden ist von Qual gezeichnet, die

Hände greifen krampfhaft an die Brust. Der Nachfolge Christi im Leiden entspricht im zweiten Fenster die Darstellung der zurückgebliebenen Familie unter einem strahlenden Stern und himmlischen Engelsscharen. Damit wird die Frau, analog zur Christusnachfolge des Mannes, zur Maria, und durch die Kinderschar ist sie gleichzeitig in der ikonographischen Tradition der Renaissance als Caritas gekennzeichnet, als Allegorie der Liebe. Die Beischrift lautet: „Der Herr des Friedens gebe euch Frieden“ (2 Thess 3,16). Das nachdrücklich christologische und mariologische Bildprogramm hat ein einflussreiches Lüneburger Ehepaar als Gedenkstätte gestiftet, um sich über einen besonderen Verlust zu trösten. Unten im Glase liest man: „Dem Andenken der Opfer des Weltkrieges, darunter ihres einzigen Sohnes Hans Friedrich, gefallen am 17. Dezember 1914 vor Ypern, gewidmet von Justizrat Fressel u. Alma Fressel“. Wie zur Bekräftigung des Friedenswunsches sind Darstellungen Lüneburgs und der flämischen Stadt Ypern am unteren Rand in die kostbaren Fenster eingearbeitet, letztere aber ohne die entsetzlichen Zerstörungen, die die Deutschen angerichtet hatten. Eine so aufwendige Trauerarbeit konnten sich die Fressels leisten, und sie hatten in der Leidensnachfolge einen christlichen Deutungsrahmen gefunden, der ihnen und anderen dabei helfen konnte. Rachewünsche oder eine Verherrlichung des Krieges selbst sehen wir dagegen nicht²⁷.

Noch zwei weitere Beispiele individuellen Gedenkens, die jedoch angesichts der Sinnlosigkeit des Sterbens nurmehr zu deprimierenden Ergebnissen geführt haben. Schon Ende August 1914 starb der Obermatrose Josef Schalch nach Beschuss der „Mainz“ vor Helgoland. Auf der privaten Gedenktafel in seinem Heimatort Lenggries an der Isar wird er bei untergehender Sonne von einem Engel an den Strand eines neuen Landes geführt. Der Übergang ins Jenseits scheint einigermaßen glücklich zu verlaufen. Mit Ernüchterung jedoch liest man dann die Verse darunter: „Keine Blume schmückt die Stelle | Und kein Hügel zeigt den Ort | Nur des Meeres flücht'ge Welle | Und der

27 Das Fensterpaar wurde 1920 durch den Hannoveraner Glaskünstler Franz Lauterbach gestaltet, der schon früher für die Johanniskirche tätig gewesen war; vgl. insgesamt *Voigt*, Martin: Die St. Johanniskirche in Lüneburg. Der Erzählschatz mittelalterlicher Kirchen. Berlin / München 2013, 165f.; *Wiesefeldt*, Christoph: Die Gefallenfenster der St. Johanniskirche. In: St. Johannes Aktuell 3/2014.

Wind rauscht drüber fort.“ Keine Rede ist hier von Ehre, Heldentum und Vaterlandstreue, die im Jenseits belohnt würden, keine christliche Deutung kann den Verlust sinnvoll auflösen, keine noch so entfernte Grabstätte für Sicherheit des Gedenkens sorgen, den Angehörigen bleibt nichts übrig. Ähnlich erging es einer Bauersfamilie in Reibersdorf am Donauufer: An der Außenwand der kleinen Martinskirche können wir förmlich miterleben, wie die Angehörigen, einfache Leute, sich eine besonders noble Gedenktafel gegönnt und hierfür alles an Argumenten zusammengekratzt haben, was man über den Verlust des einzigen Sohnes vielleicht doch noch Gutes sagen kann: Dass das Gedenken „fromm“ ist, der Jüngling „tugendsam“ war, dass er einen Dienstgrad und zwei Auszeichnungen erworben hatte, alles wird genannt, und nach knapp drei Jahren Kampf sei Joseph Sandl nicht einfach gestorben oder gefallen, sondern habe den „Heldentod erlitten“. Der kleine Katalog tröstlicher Aspekte, für die man vielleicht doch dankbar sein könnte, fällt aber völlig in sich zusammen, wenn man die abschließenden Verse liest: „O Mutter, Bruder, Schwestern mein | Ich kehre nicht mehr zu Euch heim. | Der letzte Gedanke, letzte Blick, | Sie eilten noch zu Euch zurück.“ Da spricht erneut eine Stimme aus dem Jenseits, aber diesmal keine Stimme, die von der kommenden Generation ihr Recht auf Rache einfordert oder eine religiöse Nachricht oder sonst etwas zu verkünden hätte, das dem vergeblichen Soldatentod irgendeinen Sinn verleihen könnte – da ist gar nichts, es bleibt nur die traurige Auskunft: Ich bin weg und komm nie wieder.

Nur wenige Künstler haben sich in ihren Bildwerken so konsequent der Heroisierung des Krieges verweigert wie Curt Liebich, Käthe Kollwitz und Ernst Barlach. Auf drei badischen Friedhöfen, in Schapbach, Gutach und Rhina, hat Liebich seinen monumentalen Steindenkmälern die lebensgroßen und -nahen Bronzefiguren dreier Generationen trauernder Familienangehöriger hinzugesellt, alle in Schwarzwaldtracht: eines alten Vaters, der sich an der Denkmalwand abstützen muss, einer gedankenverlorenen Braut, der noch festliche Girlanden durch die Finger gleiten, neben sich den Bollenhut, und eines kindlichen Geschwisterpaars, das sich anschickt, dem Vater mit vereinten Kräften einen Kranz am Denkmal aufzuhängen²⁸. Für den

28 Vgl. bislang nur *Kunstmuseum Hasemann-Liebich* (Hg.): Curt Liebich (1868–1937). Ein Künstler seiner Zeit. Gutach 2018.

deutschen Soldatenfriedhof Esen-Roggeveld (heute in Vladslo, beide Flandern), wo ihr achtzehnjähriger Sohn bestattet worden war, schuf Kollwitz die ergreifende Doppelskulptur zweier „Trauernder Eltern“, die sich in Blickrichtung mit den Eintretenden knieend vor dem Gräberfeld verneigen, der Vater nahezu aufrecht und beherrscht, die Mutter tief gebeugt und verbittert²⁹. Unter Barlachs Ehrenmalen wurde vielleicht dasjenige am bekanntesten, das am Totensonntag 1929 im Magdeburger Dom eingeweiht wurde (Abb. 9). Wenig Heldenhaftes erkennt man in den drei stummen Soldaten, die noch am Grabkreuz stehen, während am Boden Not und Tod und Verzweiflung herrschen. Der unter seinem Helm halbverweste Körper in der Mitte und das blanke Entsetzen der anderen beiden, die kaum noch zu den Lebenden gehören, lassen keinen Raum für eine triumphale Fortsetzung des Krieges, fangen die Verluste aber auch nicht durch eine christliche Sinnstiftung auf. Das heftig umstrittene Ehrenmal wurde darum 1934 wieder entfernt, zunächst als ‚Entartete Kunst‘ gezeigt und erst 1955 wieder im Dom aufgestellt³⁰.

Bevor ich an dieser Stelle wieder anknüpfe, nutze ich die Gelegenheit, um anhand der bis hierher getroffenen Unterscheidungen ein konkretes Fallbeispiel etwas ausführlicher zu erörtern.

4. Helm und Löwen

Die evangelische Erlöserkirche in München, 1901 durch Theodor Fischer an städtebaulich beherrschender Stelle in der Sichtachse der Leopoldstraße am Platzen der Münchner Freiheit erbaut, gilt heute mit ihrer prächtigen, zugleich atmosphärisch-farbigen Gestaltung als besonderes Juwel der Jugendstilkunst. Trotz ihres einheitlichen Erscheinungsbildes ist sie heute nicht mehr die Kirche des Jahrhundertbeginns, sie hat mancherlei Veränderungen hinter sich. Das gilt auch für die Nordkapelle unter der Empore, die erst nach dem Ersten Weltkrieg als Gedenkort eingerichtet, dann 1938 und 1978 stark verändert wurde und im Jahr 2019 mit ihrem etwas unausgewogenen Nebeneinander

29 Vgl. *Kuhn*, Gisbert: Figuren der Trauer und des Schmerzes mahnen zum Frieden. Das steinerne Leid der Käthe Kollwitz. In: *Die politische Meinung* 481 (Dezember 2009), 68f.

30 Vgl. *Laudan*, Ilona: Ernst Barlach. Das Denkmal des Krieges im Dom zu Magdeburg. Wettin-Löbejün 2016.

von Taufstein und Truhenorgel, Totengedenken und Toilettentür buchstäblich ein Schattendasein fristete (Abb. 10), als Pfarrer und Kirchengemeinderat nach einem internen Gesprächsprozess an mich herantraten, um sich im Rahmen einer Vortragsreihe wissenschaftliche Klarheit über ihre Kriegergedenktafeln und den weiteren Umgang mit ihnen zu verschaffen. In diesem Rahmen ist der nachfolgende Abschnitt entstanden³¹.

Die Situation unter der Nordempore ist nicht auf den ersten Blick als historisch gewachsen erkennbar, kann aber archivalisch erschlossen werden: Die dunkle Steintafel für die Toten des Ersten Weltkriegs wurde 1921 durch den Steinmetz Johann Baptist Gatz hergestellt, sie führt rund 140 Namen aus der Gemeinde auf, sonst nichts. Ob und wie diese Tafel ursprünglich gerahmt war, ist unklar, die eigentliche Namenstafel als solche enthält jedenfalls weder eine politische noch eine theologische Zusatzbotschaft. Der auffällige Rahmen aus Ruhpolder Rotmarmor wurde erst im Zuge der großen Kirchenumgestaltung ergänzt, die während der Amtszeit von Pastor Theo Krafft unter der Leitung des Architekten German Bestelmeyer 1938 durchgeführt wurde. So verlieh der Neuhauser Bildhauer Hans Vogl der Namenstafel durch den Rahmen ihr heutiges Aussehen mit drei Löwenköpfen als Konsolen und mit einem Stahlhelm, der von Lorbeerlaub umkränzt auf einer mit Eisernem Kreuz verzierten Konsole ruht. Dazu die Inschrift „Sei getreu bis an den Tod 1914 1918“ und dazwischen ebenfalls das Eiserner Kreuz³². Im selben Jahr stiftete Elsa Reger, die freigebige Witwe des Komponisten Max Reger, ihrer Gemeinde einen neuen Taufstein, durch den die schöne Jugendstiltaufe vorübergehend in die Sakristei verdrängt wurde, besonders aber ein volles Turmgeläut zum Gedächtnis ihres Mannes, von dem die

31 Archivalien können im Folgenden nicht *à la mode* nachgewiesen werden, das Gemeindearchiv erwies sich zu diesem Zeitpunkt als schwer benutzbar und zur Sache im Einzelnen wenig ergiebig. Zur Kirche vgl. *Altmann*, Lothar: *Evang.-Luth. Erlöserkirche München-Schwabing* (m. Beitr. v. Gerson Raabe). Lindenberg 2018.

32 Zur Umgestaltung insgesamt und zur Einrichtung des Raumes unter der Nordempore als Gedenkkapelle vgl. *Krafft*, [Theo]: *Die renovierte Erlöserkirche*. In: *Evangelisches Gemeindeblatt für München* 47 (1938), 472f.; und der anonyme Kirchenführer *Ein Gruß an die Gemeindeglieder der Erlöserkirche in München-Schwabing*. München [1939].

nicht eingeschmolzene Max-Reger-Glocke heute noch als besonderer Schatz der Gemeinde übriggeblieben ist³³. Auf zeitgenössischen Photographien im Gemeindearchiv ist gut zu erkennen, dass die entstandene Gedenk- und Taufkapelle nach ihrer Neugestaltung 1938 durch vier schmiedeeiserne Wandkandelaber beleuchtet werden und die Löwenköpfe am unteren Rand der Tafel wirklich als Kranzkonsolen dienen sollten (Die Hakenkreuze auf der Schleife sind auf den Abzügen im Archiv mit Bleistift überdeckt worden).

Für die Toten des Zweiten Weltkriegs hatte man ursprünglich Kreuze und Namenstafeln im Chorumgang hinter dem Altar vorgesehen, wovon heute ebenfalls noch Kranzkonsolen übriggeblieben sind. Aber noch 1966 scheint das nur als Provisorium gegolten zu haben, denn Pfarrer Krafft notierte im Frühjahr zu Umbaumaßnahmen im Kirchenraum:

„Gelöst werden muss die Frage, im Altarraum eine endgültige Gedenkstätte für die Gefallenen des 2. Weltkrieges zu schaffen (zur Diskussion stand früher einmal die Auflegung eines künstlerisch gestalteten Gedenkbuches mit den Namen, anstelle der üblichen Gedenkplatten). Die Kreuze können über eine Renovierung hinaus keinesfalls belassen bleiben.“

Sie haben sich nach der Abnahme im Gemeindearchiv erhalten. Interessant ist, dass Krafft dann festzustellen vorschlug,

„wie viele Angehörige überhaupt noch in der Erlösergemeinde wohnen. Dabei wird sich herausstellen, dass die Zahl recht klein geworden ist. Sobald vernünftige Vorschläge für eine Neugestaltung des Gedächtnisses an die Gefallenen vorliegen, würde ich die Angehörigen zu einem Treffen im Gemeindesaal einladen und mit ihnen die Möglichkeiten einer Neugestaltung erörtern.“³⁴

33 Vgl. *Marti-Becker, Laura*: „Regers zur Glocke gewordene Stimme ruft die Menschen zu Gott“. Die bewegte Geschichte der Münchner Max-Reger-Glocke. In: Internationale Max-Reger-Gesellschaft. Mitteilungen 34 (2018), 3–7.

34 Krafft, [Theo]: Gedanken zur Renovierung der Erlöserkirche für Herrn Dr. Reuter, 29.03.1966 (Gemeindearchiv München Erlöserkirche).

Es dauerte dann noch bis 1978, bis die graue Gedenktafel für die Toten des Zweiten Weltkriegs an die Ostwand kam, schriftkünstlerisch gestaltet von Hugo Distler. Über die rund 160 Namen und die Zeitspanne „1939–1945“ hinaus gibt das schlanke Kreuz in einem ausgesparten Kreis den einzigen zurückhaltenden Deutungshinweis.

Das Totengedächtnis in dieser Kapelle hat sich also in mehreren Schichten entwickelt: Die Namenstafel zum Ersten Weltkrieg stellte den Angehörigen, für die die Gräber unerreichbar blieben, einen Trauerort zur Verfügung. Ob ursprünglich eine zusätzliche Sinngebung angesichts der Niederlage angeboten war, geben die gesichteten Archivalien nicht zu erkennen. Dies geschah aber durch die Umgestaltung von 1938, als mit dem Rahmen eine deutlich politische – und heute durchaus problematische – Botschaft hinzugefügt wurde. Weniger Schwierigkeiten als man vermuten möchte, macht uns der Stahlhelm aus dem Ersten Weltkrieg. Sicher, der Helm als solcher kennzeichnet den Menschen als Krieger, wie man das noch heute eindrucksvoll am Turm der Ansbacher Johanniskirche nachvollziehen kann: Nur durch den Stahlhelm als einziges Kleidungsstück und Attribut ist auf dem dortigen Ehrenmal ein ansonsten völlig nackter Reiter von einem üblichen FKK-Urlauber zu unterscheiden. Anders jedoch als der Mensch *mit* Stahlhelm markiert der Stahlhelm *ohne* Mensch, dass der dazugehörige Soldat tot ist („wirklich tot, *mausetot* sozusagen“, wie Ernst von Salomon seinem „toten Preußen“ bescheinigte³⁵), es ist ein feststehendes ikonographisches Zeichen, das seine Bedeutungstradition von den ambulanten Bestattungen im Felde her bezieht, wo der Helm des Verstorbenen, auf ein improvisiertes Birkenkreuz aufgesteckt oder auf Laub gebettet, als oberirdische Markierung der Grabstätte am Ort zurückgelassen wird³⁶. Insofern braucht uns der Stahlhelm als ikonographisches Signal für den toten Soldaten, auch in einer Kirche, noch nicht besonders zu beunruhigen.

35 *Von Salomon*, Ernst: Der tote Preuße. Roman einer Staatsidee (m. Beitr. v. Hans Lipinsky-Gottersdorf). München 1973, 6 [Hervorh. i. Orig.].

36 Ein privat angelegtes, der Feldbestattung mit Kreuz und aufgestecktem Helm nachempfundenes „Heldengrab“ findet sich in der Nähe von Hittenkirchen im Chiemgau am Wege nach Wildenwarth, dazu die Inschrift „Der Feinde blinde Haß hat ihr Grab vernichtet, | Drum hab ich ihnen dies in der Heimat errichtet“. Weitere Beispiele bei *Göttler / Tworek*, Kriegerdenkmäler (wie Anm. 1), 115.

Der Lorbeerkranz unterdessen macht aus dem toten Verlierer den toten Helden, das ist schon eine andere Wendung. Dass derselbe als vorläufiges Opfer eines kommenden und dann endgültigen Sieges Heldenruhm beanspruchen darf, obwohl er persönlich gescheitert ist, das ergibt sich aber nun aus den angriffslustigen Löwenköpfen am Fuße der Umrahmung. Die wehenden Mähnen, die die Löwen im Sprung oder im vollen Lauf kennzeichnen, und ihre gefletschten Zähne lassen keinen Zweifel daran³⁷: Der Tag der Rache ist im Nationalsozialismus gekommen, der Kampf soll wiederaufgenommen werden, die Betrauten werden Helden eines endgültigen Triumphes sein. So fügte der Marmorrahmen von 1938 dem Trauerort ein Rachemotiv hinzu – beide Aspekte, Trauer und Trotz, erscheinen hier vermischt.

Die Nordkapelle der Münchner Erlöserkirche ist ein Gedenkraum, der im Laufe der Generationen immer wieder Wandlungen und Umdeutungen durchgemacht hat. Die Ergänzung durch Hugo Distlers Namenstafel für die Toten des Zweiten Weltkriegs und sogar die Vernachlässigung des Ortes als eine Art Abstellraum offenbaren ja, dass weitere Generationen eigene Deutungsschritte hinzugefügt haben. Von Kranzniederlegungen zum Volkstrauertag hatte man hier glücklicherweise längst Abstand genommen. Völlig zurecht hat die vorfindliche Situation der im Nationalsozialismus gestalteten Gedenkapelle ein diffuses Unbehagen in der Gemeinde ausgelöst, und sie tut gut daran, ihren weiteren Umgang mit ihr aktiv in die Hand zu nehmen. Das führt abschließend zu der Frage, wie man heute und in Zukunft überhaupt mit einem solchen Erbe kritisch und konstruktiv umgehen kann, und ob die Kirchen nicht mehr und besseres an diesen Orten zu verkündigen haben, statt sie verschämt aus dem Gebrauch zu nehmen. Hierfür lohnt es sich zunächst zu verstehen, dass Deutungsverschiebungen und auch offene Kritik am Totenkult dieser Denkmale gar kein neues Phänomen sind.

37 Vgl. die Löwen bei *de Libero*, Rache und Triumph (wie Anm. 1), 276–280; und *Staats*, Reinhart: Der Braunschweiger Burglöwe in biblischer Beleuchtung. Beobachtungen zur Wirkungsgeschichte und Theologie (Quellen und Beiträge zur Geschichte der Evangelisch-lutherischen Landeskirche in Braunschweig 10). Wolfenbüttel 2002.

5. Kritik und Kerygma

Vor diesem Münchner Zwischenhalt hatte ich zwei Extreme des Gedenkens an „1918“ unterschieden: Hier die Drohung, dort die Resignation – hier der siegreiche Held, dort die trauernde Familie – hier die Ausübung, dort das Erleiden von Gewalt – hier das Töten, dort das Getötetwerden. So unterschiedlich aber die beiden Außenpole auch scheinen mögen, das triumphale und das traumatische Gedenken, in einem Punkt decken sie sich vollkommen, und das ist nach einem Krieg eigentlich kaum überraschend: Es sind stets die Guten, die hier sprechen. Beides, die trotzige Gewaltandrohung und die Trauer über erlittene Gewalt, stimmten völlig darin überein, dass die Guten im eigenen und die Schurken im fremden Lager zu suchen wären. Darum waren auch die Denkmale der Trauer darauf angewiesen, jeden Hinweis auf die Trauer des Gegners zu meiden. Dass die Getöteten ebenfalls getötet hatten, wird man auf keiner Gedenktafel lesen. Die Gegenseitigkeit der Gewaltausübung im Krieg war auch im religiösen Totengedenken kein Thema. Darum verdienen die Ausnahmen in der evangelischen Erinnerungskultur besondere Aufmerksamkeit. Eine davon fand sich ebenfalls in Magdeburg, nur wenig entfernt von Ernst Barlachs Ehrenmal im Dom. Noch ein Jahr vor dessen Einweihung, zum zehnten Gedenken an das Kriegsende im November 1928, hielt in der nahegelegenen Ulrichskirche der Berliner Pfarrer Günther Dehn einen folgenreichen Vortrag: „Kirche und Völkerversöhnung“. Dehn forderte nicht weniger als „daß wir den Krieg so sehen, wie er ist, und ihn all des romantisch-idealistischen Schmucks entkleiden, mit dem man ihn zu behängen pflegt.“ Vor allem in der religiösen Überhöhung des Tötens als Exekution von Gottes Willen sah er die christliche Ethik sträflich übergangen und erinnerte nachdrücklich an die Gegenseitigkeit der Gewaltausübung im Kriege, gerade sie mache „die Parallelisierung mit dem christlichen Opfertod zu einer Unmöglichkeit“, was Dehn zu der unerhörten Frage führte, „ob es richtig ist, daß die Kirche den Gefallenen Denkmäler in ihren eigenen Mauern errichtet.“ Der Vortrag löste heftige Reaktionen aus, die Kirchenleitung formulierte eine recht milde Abmahnung, aber Jahre später kochte die Sache erneut hoch, als Dehn zuerst einen Ruf an die Theologische Fakultät in Heidelberg und dann

nach Halle bekam und sich wütenden Studentenprotesten gegenüber sah. Im Nationalsozialismus aus Halle vertrieben, schloss er sich der Bekennenden Kirche an³⁸.

Nach der Machtübergabe an Hitler sah man die Zeit der Rache angebrochen. Mit diesen Erwartungen verband sich auch ein erster Bedeutungswandel der Kriegsdenkmale, die jetzt in einen neuen militaristischen Aktualisierungs- und Heroisierungsschub hineingenommen wurden. Das Gedenken an die ‚Helden‘ des Ersten Weltkriegs verschmolz rasch mit dem Kult um die ‚Blutzeugen der Bewegung‘, zunächst mit den Toten des Münchner Putschversuchs vom November 1923. In diesem Sinne wurde der Volkstrauertag zu einem parteikonformen ‚Heldengedenktag‘, den auch die Kirchen mitfeierten. Prominente Friedhöfe nahmen die stark anwachsende Zahl neu zu ehrender ‚Blutzeugen‘ auf, etwa der Luisenstädtische Friedhof in Berlin als ‚Hauptfriedhof der Bewegung‘, und auch in solchen Fällen war gern von Auferstehung und von einer Stellvertretungsfunktion der Toten die Rede, wie es durch das Weltkriegsgedenken längst rituell eingeübt war. Neu war aber im Gegensatz zu den weit entfernten Toten des Ersten Weltkriegs, dass die lokale Bestattung von ‚Blutzeugen der Bewegung‘ wieder eine unmittelbare Nähe zu ihren Gräbern erlaubte, die von den Lebenden auch begierig wahrgenommen wurde³⁹. Zu diesem erneuten Heroisierungsschub gehörte andererseits, dass Leidens- und Opferdarstellungen nun unerwünscht waren. An Ernst Barlach und Käthe Kollwitz, aber auch an Gestalten wie Günther Dehn ließ man den allgegenwärtigen Hass gegen alles Unheroische sogleich aus.

38 Vgl. *Dehn*, Günther: Kirche und Völkerversöhnung. Dokumente zum Halle-schen Universitätskonflikt. Berlin 1931; die Zitate 15, 22; *Bizer*, Ernst: Der „Fall Dehn“. In: Schneemelcher, Wilhelm (Hg.): Festschrift für Günther Dehn zum 75. Geburtstag am 18. April 1957 dargebracht von der Evangelisch-Theologischen Fakultät der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Bonn. Neukirchen 1957, 239–261; und *Stengel*, Friedemann: Wer vertrieb Günther Dehn (1882–1970) aus Halle? In: *Zeitschrift für Kirchengeschichte* 114 (2003), 184–403.

39 Vgl. *Lorentzen*, Tim: Zerstörung – Umdeutung – neue Kulte. Reliquien in der totalitären Geschichtspolitik. In: Delgado, Mariano / Leppin, Volker (Hg.): *Bilder, Heilige und Reliquien. Beiträge zur Christentumsgeschichte und zur Religionsgeschichte (Studien zur christlichen Religions- und Kulturgeschichte 28)*. Basel / Stuttgart 2020, 339–369, hier: 354f.

Die zweite Verwandlung setzte nach dem neuen Weltkrieg ein, als wieder Soldaten zu betauern waren und viele Kirchen- und Kommunalgemeinden sich damit begnügten, einfach die Zahlen „1914–1918“ zu ergänzen durch „1939–1945“ und durch weitere Namenstafeln. Gerade weil sich zumeist äußerlich kaum etwas änderte, machten die Denkmale damit einen tiefen Bedeutungswandel durch, denn jetzt war ihre Aufgabe plötzlich die Trauer um die Toten beider Weltkriege als Opfer, die Täterschaft sollte völlig in den Hintergrund rücken. Dass die auf den neuen Tafeln genannten Toten des Zweiten Weltkriegs einmal jene Rächer hätten sein sollen, die aus den Knochen derjenigen des Ersten hervorgekeimt und aufgewachsen waren, um den endgültigen Triumph herbeizuführen, so wie es ihnen die Ikonographie der Kriegsdenkmalen von Kindesbeinen an vermittelt hatte, das machte nun erst recht keinen Sinn mehr. Wie lange es aber dann gedauert hat, bis die Deutschen nicht nur ihr eigenes Ungemach, sondern auch die Millionen Opfer des Nationalsozialismus betauern konnten, die ihren Krieg ausgeliefert gewesen und von ihrer Hand umgekommen waren, kann ich hier nur andeuten. Ein solches Eingeständnis hätte die empfindliche Konstruktion, dass man seit 1914 stets Opfer fremder Gewalt gewesen sei, allzu leicht beschädigt.

Der dritte Bedeutungswandel schließlich setzte ein, als wiederum die nächste Generation aufrückte und es wagte, das sensible Gerüst der Selbstbemitleidung anzurühren, das man sich um die eigenen Opfergeschichten errichtet hatte. Ein früher Fall evangelischer Kritik an einem kirchlichen Kriegerehrenmal wurde der berühmte „Flensburger Denkmalstreit“, als ein „Team“ junger Pastoren 1967 erfolgreich gegen den „steinernen Krieger“ in der Flensburger Marienkirche, einen jener schlafend auf ihre triumphale Auferstehung wartenden Soldaten, vorging und damit eine bundesweite Diskussion über die angemessene Form christlicher Erinnerungskultur auslöste. Diese Mediendebatte stand am Anfang eines langsamen Paradigmenwechsels in der kirchlichen und christlichen Erinnerungskultur⁴⁰. In Hamburg-Altona beschloss 1994 der Kirchenvorstand der Johanniskirche nach zweijähriger Debatte, das heroische Kriegerehrenmal vor der Kirche so

40 Vgl. *Link*, Stephan: Neue Anfänge? Der Umgang der evangelischen Kirche mit der NS-Vergangenheit und ihr Verhältnis zum Judentum. Die Landeskirchen in Nordelbien. Bd. 2: 1965–1985. Kiel 2016, 97–122.

umzugestalten, dass es „nie wieder für militaristisches und nationalistisches Denken und Handeln in Anspruch genommen werden kann.“ Besonders kritisiert wurde, dass das Denkmal noch immer eine Nachahmung des Heldentums verlange, die christlichem Denken völlig entgegengesetzt sei. Der Künstler Rainer Tiedje umgab darum das Bauwerk mit Darstellungen des Leidens und der Angst, was zur Zusammenschau von Täter- und Opferperspektive nötigt, den unbeeindruckten Heroismus relativiert und die Nachahmungsforderung hinterfragt, ohne dabei das Denkmal als solches anzutasten. Als das heftig umstrittene Gegendenkmal erst einmal stand, fand es erstaunlich gute Resonanz (Abb. 11)⁴¹. Als drittes Beispiel nenne ich einen weiteren betenden Landsturmmann des Bildhauers Fritz Behn, diesmal in der Lübecker Jakobikirche. Die österreichische Künstlerin Maria Moser ergänzte die mittlerweile ungeliebte Figur durch ein schwebendes Kreuz aus leichten Stoffbahnen zu einer neuen Gedenkstätte von großer Strahlkraft. Während zuvor der Soldat die Kapelle am Ende des Nordschiffs dominiert hatte, stellt nun das Kreuz, das hier zu Gebet und Meditation lockt, schon durch die Größenverhältnisse die angemessenen Bedeutungsrelationen in einer evangelischen Kirche wieder her. Das Kreuz, so der Kurator Björn Engholm, sei „ein flammender Appell an die Lebenden, aller Opfer von Kriegen zu gedenken, der soldatischen, zivilen wie jener von Verfolgung und Vertreibung.“⁴²

Damit kommen wir gleichzeitig einer Antwort auf die wichtige Frage näher, ob die Kirchen in Deutschland an solchen Orten nicht doch ein Kerygma zu vertreten haben, eine christliche Verkündigung, zu der sie beauftragt sind. Müssen sie sich in demselben Maße, in dem

41 Vgl. *Hentschel*, Ulrich (Hg.): Dokumentation – Information – Diskussion. Nein zum Kriegerkult. Ein Beschluß des Kirchenvorstandes St. Johanniskirche Hamburg-Altona Hamburg 1995, online abrufbar auf dem Portal „Denk Mal!“ der Evangelischen Akademie der Nordkirche (<https://denk-mal-gegenkrieg.de/assets/Texte/Veraenderung/StJohannis-Broschuere-1995.pdf>).

42 *Meyer-Rebentisch*, Karen: Kriegererehrungen in Lübecker Kirchen (Gedenken Bedenken 2). Hamburg 2022, 24f.; zu den historischen Hintergründen des Ehrenmals vgl. ausführlich *Buss*, Hansjörg: Lorbeer, Eichenlaub und Dornenkranz. „Kriegererehrungen“ der Lübecker Landeskirche in der Weimarer Republik. In: von Reeken, Dietmar / Thießen, Malte (Hg.): Ehrregime. Akteure, Praktiken und Medien lokaler Ehrungen in der Moderne (Formen der Erinnerung 63). Göttingen 2016, 201–219, hier: 205f.

sie sich vom Nationalismus getrennt haben, auch von seinen Denkmälern trennen? Oder können sie diese Orte so aktualisieren, dass sie erst recht als Stätten der Trauer, der Mahnung zum Friedensauftrag des Christentums, der Buße und Versöhnung genutzt werden können? Sicherlich werden die Antworten auf solche Gewissensfragen von Ort zu Ort unterschiedlich sein, so verschieden wie die hundertjährigen Denkmale selbst, ihre lokale Traditions- und Gebrauchsgeschichte oder etwa die Milieus und Frömmigkeitskulturen, in denen sich solche Debatten abspielen. Festzustehen scheint mir aber, dass gründliche und sachliche Aufklärung über die Botschaften, die nach 1918 mit der Kriegererehrung verbunden waren, eine notwendige Basis für jede weitere Beschäftigung mit dem Thema ist, ganz analog zur Bedeutung des Kirchenraums und seiner übrigen Ausstattung, deren Zeichensysteme heute ebenfalls nicht mehr allen unmittelbar zugänglich und darum meist selbstverständlicher Teil von Kunstführern, Kirchenpädagogik und gemeindlichen Internetseiten sind. Eine kulturell, ethnisch und religiös zusehends diversifizierte Gesellschaft wird in naher Zukunft ohnehin andere Verstehenshilfen benötigen, um religiöse Orte und Räume sinnvoll zu erschließen.

Gilt dieses grundsätzliche Transparenzgebot sowohl für kommunale Denkmale als auch für solche in Besitz und Verantwortung der Religionsgemeinschaften, so ist im weiteren Umgang mit dezidiert kirchlichen Kriegererehrungen doch eine wichtige Unterscheidung angebracht: Ich plädiere dafür, problematische Denkmale im *öffentlichen* Raum getrost einer *öffentlichen* Debatte der mündigen Zivilgesellschaft zu überlassen, einem bürgerschaftlichen oder kommunalen Prozess, an dem Christenmenschen sich genauso beteiligen können wie an jedem anderen zivilgesellschaftlichen Vorgang auch, ohne dass jedoch kirchliche und theologische Instanzen als solche erneut kulturethische Deutungshoheit über die Gestaltung des öffentlichen Raums beanspruchen sollten. Umso mehr jedoch, das ist der zweite Teil meines Plädoyers, müssen die Kirchen solche Probleme auf ihrem *eigenen* Terrain, erst recht in ihren *eigenen* Sakralräumen, mit ihren *eigenen* Mitteln lösen: Weil die politischen Botschaften im Raume der Kirche einmal mit religiöser Autorität vorgebracht worden waren, ist eine bloße Musealisierung, zum Beispiel durch Erklärtafeln oder Faltblätter, an solchen Stellen nicht ausreichend. Wenig hilfreich wird es auch sein, die Widmung einer Gedenkkapelle oder eines Ehrenmals kurzerhand

auf „alle Opfer von Krieg und Gewaltherrschaft“ auszudehnen, wie es manchmal geschieht, soweit dadurch die Unterschiede von Leidensgruppen und Täterschaften bequem eingeebnet und allzu leicht in unverbindliches Wohlwollen aufgelöst werden, während die entgegengesetzte Botschaft am historischen Gedenkort weiterhin unverstanden bliebe.

Schon die Flensburger Pastoren haben vor mehr als fünfzig Jahren betont, im dortigen Denkmalstreit sei

„deutlich ausgesprochen worden, dass die Kirche der Versöhnung unter den Völkern zu dienen hat. Es geht nicht um die Aufhebung der Nationen und ihrer Eigenarten, sondern um die Überwindung der Gegensätze und Feindschaften. Die Kirche in Deutschland hat die Aufgabe, in unserem Volke ein neues Denken zu fördern, das die Gegensätze zu den Gegnern von gestern überwindet und die Solidarität mit den Partnern von morgen zum Ausdruck bringt.“⁴³

Genau hier hat ein spezifisch christlicher Umgang mit Vergangenheit seinen Ort, eine Erinnerungskultur, die nicht darauf angewiesen bleibt, immer nur die eigenen Opfer zu betauern und sich des eigenen Wohlverhaltens zu rühmen. Für den Umgang mit belasteten Vergangenheiten und gebrochenen Identitäten, mit schuldbeladenen Gewissen und dem Wunsch nach Heilung hat das Christentum einen lang erprobten Erinnerungsmodus zur Verfügung, den wir die Buße nennen. Inhaltlich hat Buße mit der Geschichte zu tun, mit der Vergangenheit, mit der Erinnerung, aber funktional ist sie, anders als Nostalgie, auf die Zukunft ausgerichtet. Christliche Erinnerungskultur, die durch Buße zu Verständigung und Versöhnung führen kann, hätte gerade im heutigen Europa ihre notwendige Aufgabe. Klug gestaltet, könnten dazu Orte wie diese beitragen, an denen wir nicht einfach die Toten betauern müssten – sondern das Töten.

43 *Linck*, Anfänge (wie Anm. 40), 109.



Abb. 1: Hankensbüttel, Ortsteil Emmen: Dorfplatz mit Denkmalensemble (2018)



Abb. 2: Flensburg, Marineschule Mürwik: Aula (nach 1923)



Abb. 3: Osterwieck, Ortsteil Schauen: Kriegerdenkmal (2018)

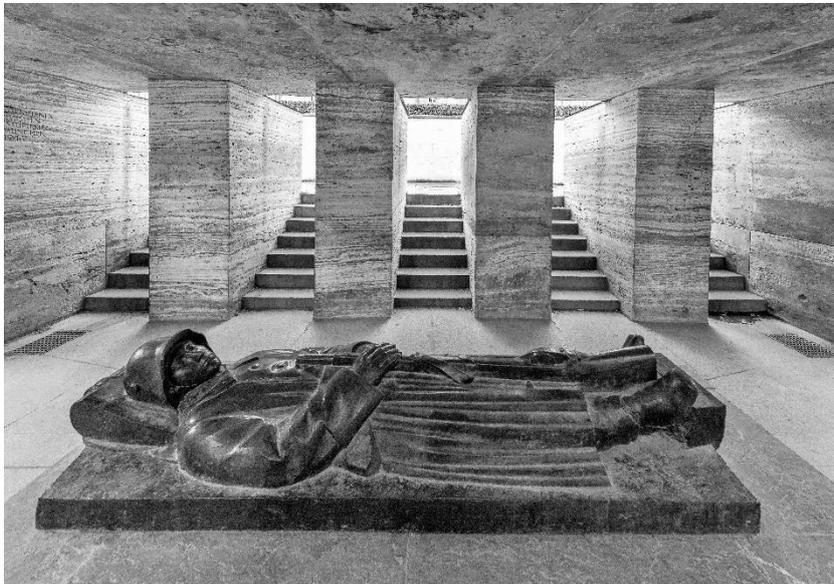


Abb. 4: München, Hofgarten: Kriegerdenkmal (2017)



Abb. 5: Wasserburg am Inn, Heisererplatz: Kriegerdenkmal (2017)



Abb. 6: Ivenack, Schlosskirche:
Kriegerdenkmal (2022)



Abb. 7: Alling, Pfarrkirche Mariä Ge-
burt: Kriegergedächtnisfenster (2016)



Abb. 8: Lüneburg, St.-Johannis-Kirche: Kriegergedächtnisfenster, Fotomontage (2010)



Abb. 9: Magdeburg, Dom St. Mauritius: Kriegerdenkmal (2018)



Abb. 10: München, Erlöserkirche: Taufkapelle mit Kriegergedenktafeln (2019)



Abb. 11: Hamburg-Altona, St.-Johannis-Kirche: Kriegerdenkmal (2017)

Abbildungsnachweise

Abb. 2: Wehrgeschichtliches Ausbildungszentrum Marineschule Mürwik.

Abb. 4: Wikimedia Commons, Lizenz CC BY-SA, für den Druck bearbeitet (Diego Delso, https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Monumento_de_Guerra,_Jard%C3%ADn_del_Patio,_M%C3%BAnich,_Alemania,_2017-07-07,_DD_03.jpg).

Abb. 6: Wikimedia Commons, Lizenz CC BY-SA 4.0, für den Druck bearbeitet (Tastenlöwe, https://de.wikipedia.org/wiki/Datei:Ivenack_-_Denkmal_f%C3%BCr_die_Gefallenen_und_Vermissten_des_Ersten_Weltkrieges.jpg).

Abb. 8: Wikimedia Commons, Public Domain (Andreas Praefcke, https://commons.wikimedia.org/wiki/File:L%C3%BCneburg_St_Johannis_Fenster_Weltkrieg_1.jpg; https://commons.wikimedia.org/wiki/File:L%C3%BCneburg_St_Johannis_Fenster_Frieden_1.jpg).

Abb. 9: Wikimedia Commons, Lizenz CC BY-SA 4.0, für den Druck bearbeitet (Clemensfranz, https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Magdeburg_Dom_Inneres_21.jpg).

Alle übrigen Abbildungen sind Aufnahmen von Tim Lorentzen, Kiel.